

Unfreiwilliges Wunderkind

»Ich will diese Geige!« Der spindeldürre Junge mit den glatt gebürsteten Locken, die von einer kleinen Haarspange gehalten wurden, war vier Jahre alt. Das Auffälligste an ihm war das Blau seiner Augen. »Sternenaugen« nannte seine Mutter sie. Er war gewohnt, leise zu sein, unauffällig. Zusammen mit seiner ein Jahr älteren Schwester Traute lebte er in einer eigenen Welt, denn das Zuhause wechselte zu oft, um sich an einem Ort heimisch zu fühlen. Doch an diesem Tag im Frühjahr 1940 gab es eine Ausnahme: Die Eltern hatten Zeit, um mit den Kindern auf den Jahrmarkt zu gehen. Die Geige, auf die der kleine Junge zeigte, hing als Spielzeug in einer Bude. Es war eine Kindergeige, kein richtiges Instrument. Für die Eltern Schoener war dieser Wunsch ein beglückendes Zeichen der musikalischen Begabung ihres Sohnes Eberhard, für ihn hingegen eine eher willkürliche Laune. Er hatte den Vater immer mit einer Geige gesehen, wenn dieser zu Hause war. Meistens war er jedoch als Geiger mit seinem Unterhaltungsorchester unterwegs und dann folgte ihm die Familie in die unterschiedlichsten Unterkünfte. Um den Vater und seine Geige drehte sich alles: die Aufmerksamkeit der Mutter, die ständige Rücksichtnahme, weil Vater mittags schlafen musste, denn schließlich arbeitete er ja am Abend. Mit der Geige war ebenso das ewige Herumreisen verbunden, das nirgendwo zu Hause sein. Den Sohn begleitete immer das Gefühl, zu stören: den Vater, die Mutter, den Vermieter, den Agenten, den Zimmernachbarn.

Die Geige war der Mittelpunkt der Familie. Wenn der Vater nicht spielte, dann hatte er kein Engagement. Das kam zwar kaum vor, doch die permanente Existenzangst lag immer in der Luft, sie war eine Bedrohung und brachte eine übertriebene Höflichkeit des Vaters gegenüber den Geschäftsführern der Hotels mit den großen Ballsälen mit sich, in denen in der Tradition der Schauorchester aufgespielt wurde. Die Mutter besuchte das Konzert ihres Mannes, stets mit Handtasche und den farblich dazu passenden Handschuhen, sehr aufrecht und damenhaft, huldvoll zu den Geschäftsführern und verzweifelt abweisend zu den Schönen im Publikum, die den Geiger auf dem Podium anhimmelten.



Familie Schoener an Weihnachten 1946

Und wenn herauskam, dass der Vater einer dieser Verführerinnen nicht hatte widerstehen können, kam es zu fürchterlichen Krächen. Böse Worte waren die Folge, die Mutter kniff die Lippen zusammen, der Vater nahm es auf die leichte Schulter. Mit der Geige konnte man verführen. Also, dachte der kleine Junge, dieses Wunderinstrument, mit dem man beinahe die Welt regieren konnte – oder zumindest das Leben der Familie Schoener –, will ich auch spielen können. Er wusste nicht, dass mit diesem Wunsch seine eigentlich noch gar nicht begonnene Kindheit schon zu Ende ging.

Rund sechzig Jahre später im Januar 2000 sah Eberhard in Los Angeles eine Sendung im Fernsehen: *The Great Performers*, eine Reihe, bei der dieses Mal die großen Violinisten Thema waren. Er begegnete hier noch einmal seinen Idolen: Yehudi Menuhin, Jascha Heifetz, Leonid Kogan, Henryk Szeryng, David Oistrach. Sie sprachen seine Sprache, wenn sie von dem »schönen Ton«, von der schwer zu erringenden Sicherheit der Intonation, von der Stradivari oder der Guarneri erzählten. Und diese herausragendsten Geiger des 20. Jahrhunderts spielten so, dass sie vergessen ließen, was es bedeutete, eine solche Perfektion zu erreichen. »Der Ton ist zuerst im Kopf«, sagte Menuhin, »und dann muss man ihn mit

seinem Instrument zum Klingen bringen.« Und der, der das erreiche, gehöre zu den Meistern des Fachs. Dazu müsse man täglich mehr üben als andere Künstler, denn die Geige sei das schwierigste Instrument von allen.

Eberhard hat sich fünfundzwanzig Jahre seines Lebens intensiv mit diesem Instrument befasst: »Du hast keinen Ton, du musst ihn machen. Du hältst dieses Instrument mit deiner Schulter, deinem Hals, du stehst wie verschraubt. Nur Oistrach hatte eine unglaubliche Lockerheit in seiner Haltung im Vergleich zu den anderen. Seine Geige lag einfach auf der Schulter. Die Vorstellung, ich wäre Geiger geblieben und hätte mein Leben damit verbracht, fünf bis sechs Stunden zu üben, um abends dann in einem Orchester zu spielen und hin und wieder Solokonzerte zu geben, ist eigentlich grauenhaft.«

Das klingt, als sei er gerade noch einmal davongekommen. Und doch dauerte es viele Jahre, bevor Eberhard die Geige endgültig weglegen und sich von dem Instrument trennen konnte, das die frühen Jahre seines Lebens bestimmt hatte, ob er wollte oder nicht. Er war so sehr Gefangener dieser Zucht, dass er keine Gedanken an eine Alternative verschwendete. Bis zu dem Zeitpunkt, als sein Lehrer an der Nordwestdeutschen Musikakademie in Detmold ihn einmal zum Mittagessen einlud. Das geschah, kurz bevor er das Studium der Violine 1959 beendete. Professor Tibor Varga hatte gewöhnlich keinen privaten Kontakt zu seinen Schülern. Es musste also ein ganz besonderer Grund für die Einladung vorliegen und Eberhard war schrecklich nervös. Er saß ihm im Restaurant Detmolder Hof gegenüber und wartete. »Wissen Sie«, sagte Varga zu ihm, »Sie machen das sehr schön, das Geigespielen. Sie sind auch sehr schnell, Sie sind fleißig und geschickt. Aber Sie sind kein Geiger.«

Das war für Eberhard ein entsetzlicher Satz, denn er hatte sich vorgenommen, Solist zu werden, und jetzt sprach Varga dieses vernichtende Urteil. Alles hatte sich seit frühester Kindheit nur um die Geige gedreht: So viel Arbeit, so viele Opfer, das ganze persönliche Umfeld war von seinem Ziel, Geiger zu werden, bestimmt gewesen. Eberhard schluckte und wagte zu fragen: »Aber warum, Herr Professor, bin ich kein Geiger?« – »Sie haben zu viele andere Dinge im Kopf«, war die Antwort, »Sie interessieren sich für dieses und jenes. Ein Geiger darf nur an sein Instrument denken, er muss üben ohne Ablenkung. Tag und Nacht darf er nur

an die Geige denken: Geige, Geige, Geige. Sie haben zu viel Fantasie, um ein Geiger zu sein.«

Jetzt konnte niemand Eberhard helfen. Er musste sich fragen: »Wer bin ich – ohne Geige?« Er hatte nie überlegt, ob er einen anderen Beruf ergreifen sollte. Varga hatte ihm den Boden unter den Füßen weggezogen, er hing in der Luft und wollte nur eins: weg von der Detmolder Musikakademie, weg von den anderen Studenten. Er gehörte zur Meisterklasse und sollte kein guter Geiger werden? Aber Professor Varga irrte sich nicht. Eberhard wäre ein guter Orchestergeiger geworden, erfahren, routiniert, aber nie ein glänzender Solist. Jede Note der klassischen Geigenliteratur hatte er unzählige Male gespielt. Er hat ein untrügliches Ohr und ein präzises Gefühl für das Timing, aber er hatte auch – für einen Geiger äußerst ungünstig – verhältnismäßig große Hände, das heißt Finger, die für das Griffbrett einfach zu lang waren. Die Geige und ihre Welt waren zu klein für ihn. Und dennoch: Hört er heute einen wunderbaren Geiger, erwacht die unerfüllte Sehnsucht nach dem »schönen Ton« wieder in ihm.

Beethoven und *Heinzelmännchens* Wachtparade

Detmold, eine deutsche Kleinstadt in den 1950er-Jahren mit fürstlicher Geschichte der Familie zu Lippe, einem Schloss und der Nordwestdeutschen Musikakademie, die heute Hochschule für Musik Detmold heißt. Die vielen Konzerte und die berühmten Professoren bewirkten, dass jeder in der Stadt Beethovens Violinkonzerte und Mozarts Klavierkonzerte im Laufe der Jahre mehrmals hörte. Irgendwo wurde ständig geübt.

Eberhard kam im Wintersemester 1952/53 nicht freiwillig an die Detmolder Akademie. Sein Vater hatte ihm eines Tages in sehr bestimmtem Ton eröffnet, er habe ihn dort angemeldet, denn Hochtalentier bekämen an dieser Akademie ein Stipendium. Diese Studenten müssten keine Akademiegebühren bezahlen. »Aber ich bin doch noch in München in der Schule und erst sechzehn Jahre alt! Dort wird man ab siebzehn angenommen.« Das sei kein Problem, fegte der Vater die Argumente des Sohnes beiseite, er solle einfach angeben, er sei bereits siebzehn. So ging er, wie gewünscht, nach Detmold.

Eberhard: »Ich erinnere mich, dass ich beim Vorspielen an der Akademie in Detmold am ganzen Körper zitterte, dass ich größte Mühe hatte, den Bogen ruhig zu halten. Ich habe das später dann oft zum Spaß vorgemacht, wie das ist, wenn man ängstlich Geige spielt. Ich konnte das deswegen so gut vorführen, weil ich wusste, wie es ist. Beim Vorspielen an der Akademie versuchte ich eigentlich nur, mich mit größter Energie darauf zu konzentrieren, nicht zu zittern. Meinem ganzen Körper, meiner Psyche und meiner Physis, widerstrebte es vorzuspielen. Ich wollte das nicht. Ich konnte das nicht. Es war nur Disziplin, die das überhaupt ermöglichte.«

Er bestand die Aufnahmeprüfung und zog bei Familie Schütz ein. Bei ihr teilte er sich das Zimmer mit dem Sohn Diethelm, der etwas älter war. Für Eberhard war das kein Problem, schließlich hatte er eine lange Internatserfahrung hinter sich. Brav ging er zu Professor Isselmann in den Unterricht und übte in seiner Freizeit. Er fühlte sich schrecklich einsam. Bald merkte er, dass dieser Unterricht nicht seinen Vorstellungen entsprach, und bewarb sich für die Meisterklasse von

Professor Tibor Varga. Er fühlte sich zwar immer noch allein, aber immerhin spielte er jetzt in der obersten Liga mit und gehörte zur Elite der Studenten.

Sechs Jahre lang bemühte sich Eberhard um die Vervollkommnung seines Geigenspiels, war glücklich oder unglücklich verliebt und kümmerte sich wenig um das Weltgeschehen. Er hatte genug eigene Probleme, denn er musste Geld verdienen. Das Stipendium reichte nicht für den Alltag und von seinen Eltern kam nur spärliche Unterstützung. Irgendwelche Nebentätigkeiten waren eigentlich an der Akademie verboten.

Trotzdem begann er, auf Beerdigungen zu spielen. Der Bestatter wandte sich an ihn, wenn klassische Musik gewünscht wurde, und er organisierte die entsprechenden Musiker, was nicht immer klappte.

Der andere Weg, Geld zu verdienen, war mit der Arbeit des Vaters verbunden. Eberhards Eltern lebten zu dieser Zeit am Gänsemarkt in Hamburg, wo der Vater ein Engagement als Kapellmeister im Alsterpavillon hatte. Und der Sohn musste in diesem Orchester mitspielen. Niemand an der Akademie durfte davon erfahren, daher musste er eine Art Doppelleben führen. Mittags, wenn die Stunden in der Akademie beendet waren, raste er zum Zug nach Hamburg, um rechtzeitig zum Nachmittagskonzert dort zu sein. Es war eine furchtbare Zeit für ihn. Das Publikum saß bei Kaffee und Kuchen und er musste dazu geigen. Dann folgte eine Pause bis zum Abend, während der sich das Orchester im Keller, wo auch die Toiletten waren, aufhielt. Nach 20 Uhr wurde das Konzert fortgesetzt. Danach ging es zurück zum Zug, um lange nach Mitternacht wieder in Detmold anzukommen. Es war ein Leben, das sich jeden Tag zwischen *Heinzelmannchens Wachtparade* und Beethovens Violinkonzert abspielte. In der Akademie drehte sich alles um den hohen musikalischen Anspruch, in Hamburg um sentimentale Melodien. Eberhard hasste diese Musik: »Ich bin dabei fast kaputtgegangen.«

Dem Vater, Eberhard Schoener senior, kamen bei diesen Zumutungen keine Bedenken, er kannte es aus seiner eigenen Jugend nicht anders. Sein Vater, Max Schoener, war mit seinen fünf Kindern ebenso umgegangen. Max, Sohn eines aufsässigen und nach Goldkronach strafversetzten Pfarrers, erfand die Gebissmasse aus synthetischem Kunststoff und machte im Alter von 60 Jahren seinen Doktor der Zahnheilkunde.

Als Max aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehrte, kaufte er für sich ein Blasinstrument, denn der Arzt fand, seinen angegriffenen Lungen würde das Spielen darauf guttun. Und so sorglos, wie später sein Enkel Eberhard zu seinen Eltern sagen sollte, er wolle eine Geige haben, hatten die fünf Kinder von Max zuvor zu ihrem Vater gesagt: »Papa, wir wollen eine Trompete, ein Flügelhorn, eine Posaune haben.« Sie lernten schnell und brav, Vater Max nutzte die überraschende Musikalität seiner Kinder gut aus. Er gründete eine Kinderkapelle und ließ sie auf den Dörfern spielen, um Lebensmittel zu erhalten. Nach dem Konzert auf dem Marktplatz sagte Max, wenn genug Zuhörer gekommen waren: »Wir spielen nur weiter, wenn ihr etwas zu essen oder Briketts bringt.« In der vormedialen Zeit auf dem Lande, die arm an Vergnügungen war, half das. Die Kinder rannten heim und holten Speck, Eier, Butter oder was immer sie bekommen konnten. Und dann wurde das Konzert fortgesetzt. Später, als die fünf immer besser wurden, traten sie in Varietés auf. Eberhard Schoener senior hätte gerne klassische Violine studiert, aber sein Vater Max erlaubte das nicht und so blieb er beim Waldhorn. Erst mit sechzehn Jahren begann er, Geige zu spielen. Er gründete dann Anfang der 30er-Jahre mit seinen Geschwistern die Kapelle The Five Finers und spielte in großen Hotels in der Schweiz nachmittags klassische Kammermusik und abends zum Tanz. Aufgrund dieser musikalischen Vergangenheit kamen ihm nie Zweifel, wenn er seinen Sohn ständig bei seinen eigenen Engagements einsetzte. Eberhard Schoener senior war ohnehin niemand, der sich mit sich oder seinem Leben auseinandersetzte. Es war eben so. Warum sollte der Sohn nicht Geld für sein Studium verdienen? Und so hetzte dieser zwischen Detmold und Hamburg hin und her, zum täglichen Rollentausch gezwungen.